

Jan Slaby

Negri und Wir: Affekt, Subjektivität und Kritik in der Gegenwart. Ein Nachwort

2019

<https://doi.org/10.25969/mediarep/13234>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Slaby, Jan: Negri und Wir: Affekt, Subjektivität und Kritik in der Gegenwart. Ein Nachwort. In: Rainer Mühlhoff, Anja Breljak, Jan Slaby (Hg.): *Affekt Macht Netz. Auf dem Weg zu einer Sozialtheorie der Digitalen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript 2019, S. 337–351. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/13234>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://doi.org/10.14361/9783839444399-015>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Negri und Wir: Affekt, Subjektivität und Kritik in der Gegenwart

Ein Nachwort

Jan Slaby

»To work today is to be asked, more and more, to do without thinking, to feel without emotion, to move without friction, to adapt without question, to translate without pause, to desire without purpose, to connect without interruption.«

Stefano Harney & Fred Moten (2013: 87)

Affekt Macht Netz. Der Titel dieses Bandes beschreibt ein Verhältnis und eine Entwicklung. Er verweist auf das Eintreten einer neuen Intensitätsstufe der Verwobenheit von Macht und Subjektivität, basierend auf einer Entgrenzung netzbasierter Sozialität. Die Affekte – *das* spätmoderne Elixier menschlicher Sozialbeziehungen – sind zunehmend geprägt von einer maschinischen Konnektivität, die keine Enklaven kennt und vor keiner Dimension der Existenz haltmacht. Teils offen, teils schleichend setzt sich darüber die Kapitalisierung des sozialen wie individuellen Lebens, sämtlicher Handlungen, Ausdrücke, Regungen immer weiter durch. Untrennbar von dieser Vereinnahmung und restlosen Abschöpfung ist die Entgrenzung der Regierbarkeit. Noch der subtilste affektive Impuls des begehrensökonomisch kartierten Subjekts bietet Angriffspunkte für Regierungsbemühungen im Rahmen neuer Infrastrukturen der Kontrolle. Um die biopolitische Konstellation der Gegenwart, das immer engere Ineinander von Kapitalisierung und Gouvernmentalität, zu ermessen, helfen daher schon einfache Selbstbetrachtungen. Daran, wie wir heute arbeiten und kommunizieren, und vor allem daran,

wie wir begehren, hoffen und lieben, zeigt sich, wie es um die Verwertungs- und Abschöpfungslogik der Gegenwart bestellt ist.

Erster Gegenstand dieses Nachworts ist das noch relativ neue transdisziplinäre Diskursfeld der *Affect Studies*, um dessen Potenziale für ein den genannten Entwicklungen angemessenes Verständnis von ›Kritik‹ es hier gehen soll. Die *Affect Studies* sind ein heterogenes Feld von Befassungen mit einer dynamisch-relationalen Affektivität, die weder auf »den« Menschen noch auf eine individuelle Psyche begrenzt ist und deren ontologische Grundlegung auf Spinoza zurückgeht (vor allem in der durch Deleuze kanonisierten Lesart; vgl. dazu Slaby und Mühlhoff 2019 sowie die Einleitung dieses Bandes). Es umfasst verschiedene kultur- und sozialwissenschaftliche Herangehensweisen ebenso wie Arbeiten der *Queer Studies*, kontinentalphilosophisch und empirisch informierte Beiträge zu lebensweltlichen Wirkweisen neuer Technologien; zudem wartet es mit unkonventionellen Formen der Text- und Diskursproduktion auf. Kritiker_innen haben den *Affect Studies* einen Mangel an analytischer Distanz zu den betrachteten Gegenständen vorgeworfen (vgl. insbesondere Leys 2011 sowie Wetherell 2012). Doch gerade in der Verwobenheit von Gegenstand und Betrachtungsweise, von Thema und Erfahrungshorizont der Theoretiker_in liegt aus meiner Sicht ein Spezifikum und Wahrheitsmoment der *Affect Studies*. Dies möchte ich im Folgenden untermauern (eine direktere Auseinandersetzung mit den genannten Kritiken findet sich in Slaby 2018).

Affekt relational zu verstehen bedeutet, die gesellschaftliche Zirkulation von Energien und Erregungen mit der subjektiven Verfasstheit vernetzter Individuen kurzzuschließen. Damit rührt dieses Verständnis von Affekt an den Kern heutiger Subjektivierungsverhältnisse. Das wird augenfällig bei der intensiven Bindung von Individuen an prekäre und auszehrende Jobs und ebenso bei einer zunehmend marktkonform verfassten Subjektivität, wie sie sich in den Praktiken des Onlinedatings, der professionellen Selbstpräsentation in sozialen Netzwerken oder der ständigen Abrufbereitschaft des kognitiven Prekariats zeigt (vgl. Govrin, in diesem Band, sowie Schulz, in diesem Band). Heutige Subjekte können sich aus den sie umgebenden Verhältnissen möglicherweise noch schwieriger lösen als ihre ausgebeuteten Vorfahren, weil sie *affektiv*, also nicht bloß ökonomisch oder kognitiv, an sie gebunden sind. Diese gegenwartstypische Konstellation lässt sich auch an Endgeräten und Benutzeroberflächen mit Suchtpotenzial feststellen, deren lockende Effekte Arbeit und soziales Leben immer organischer verschalten (vgl. Weigelt, in diesem Band). Oft gehen diese Praktiken und Seinsweisen mit einer ebenfalls affektiv verfassten Kehrseite einher, mit zeittypischen Formen von Melancholie, Frust, Einsamkeit, Depression oder wechselnd starken Gefühlen der Überforderung, des Zurückbleibens, mit subtiler Scham oder unterdrücktem Zorn. Lauren Berlants Bezeichnung *cruel optimism* charakterisiert einen Zug dieser gegenwartstypischen Gefühlsstruktur (Berlant 2011): das Festhalten, entgegen besserem Wissen, an Idealen, die längst als unerreichbar durchschaut wur-

den. *Cruel optimism* ist Chiffre einer habituell gewordenen Paradoxie gegenwärtiger Verhältnisse.

Viele der Autorinnen und Autoren dieses Bandes sind in die Affektuniversen der vernetzten Gegenwart unmittelbar verstrickt. Für sie ist *cruel optimism* zugleich Theoriefigur und existenzielles Motiv; Prekarisierung ist ihnen oftmals nicht nur vom Hörensagen bekannt. Mit Blick darauf stellt sich die Frage nach Kritik und Widerstand in neuer Schärfe. Wie lässt sich angesichts eigenem Betroffenseins überhaupt mit Präzision bestimmen, was die gegenwärtigen Ausbeutungs- und Abschöpfungsverhältnisse ausmacht? Für jene, die durch die alte Schule der kritischen Theorie gegangen sind, präsentiert sich der kritische Diskurs, der im Umkreis der *Affect Studies* gepflegt wird, tendenziell als diffus, unentschieden, wenn nicht ganz und gar kraftlos. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man einen Rückzug in private Befindlichkeiten vermuten, zudem identitätspolitisches Klein-Klein und exzessiv mikrologische Haltungen. Wäre das alles, stünde es schlecht um die Sache von Kritik und Widerstand in der Gegenwart. Ich möchte im Folgenden aufzeigen, dass es sich in wichtigen Punkten anders verhält, und damit zu einem besseren Verständnis neuer Formen von Kritik in Zeiten der kapitalgetriebenen Digitalisierung beitragen.

Der Name Toni Negri steht für eine aktivistische Theorie, die gerade in der eingangs skizzierten Konstellation – gesellschaftliche Entgrenzung der Arbeit und affektive Formatierung des Intellekts – die historische Chance für einen erfolgreichen antikapitalistischen Kampf ausmacht. Eine vernetzte und technologisch selbstorganisierte Multitude soll die Waffen des Empires gegen dieses selbst wenden und Autonomisierungsprozesse in Gang bringen, die der globalen Abschöpfungsmaschine die Stirn bieten. Mögen wir es auch nicht länger Klassenkampf nennen, die Kontinuität zu früheren Formen des Ringens um die Befreiung und Autonomisierung ausgebeuteter Bevölkerungsgruppen ist offenkundig. Angesichts dessen eignet sich die Perspektive Negris gut als Bezugspunkt für die hier versuchte Bestandsaufnahme zu Affekt, Subjektivität und Kritik in der Gegenwart.

So bildet insbesondere Negris intellektuell-aktivistische Haltung den zweiten Gegenstand des vorliegenden Textes. Der Titel »Negri und Wir« verweist auf folgende Fragen: Wie lässt sich in der Gegenwart ein dem italienischen Operaismus vergleichbares Programm konzipieren, das die Unterschiede der historischen Situationen und die veränderte Lage des kritischen Bewusstseins seit den 1960er Jahren berücksichtigt? Welche Aspekte der Programmatik Negris und seiner Mitstreiter_innen sind aktualisierbar, welche eher hinderlich im Bemühen um eine zeitgemäße kritisch-transformative Perspektive auf Arbeit, Macht und Subjektivierung? Gibt es Formen des theoretisch informierten Aktivismus, die nicht vollends anachronistisch oder hoffnungslos anmuten? Welche Rolle kommt dabei dem Konzept des relationalen Affekts und der dynamischen Affizierungsverhältnisse zu?

Insbesondere das vorstehende Interview mit Negri liefert wichtige Stichworte für dieses Nachwort. Die Auskünfte des Veteranen europäischer Gegenkultur und antikapitalistischer Theoriebildung rufen im Zeitraffer wichtige Stationen sozialer Kämpfe und kritisch-theoretischer Interventionen des 20. Jahrhunderts in Erinnerung. Eine charakteristische Gestalt kritischen Denkens und emanzipatorischer Praxis kommt darin noch einmal zur Geltung und reklamiert ihre Dringlichkeit. Es lässt sich nicht bestreiten, dass Toni Negri, obschon Jahrgang 1933, in der netzkapitalistischen Gegenwart angekommen ist. Er setzt weiterhin Akzente in linkstheoretischen Debatten, und zwar in einer Form, die zugeschnitten ist auf die Arbeits- und Lebenswelten des netzbasierten Postfordismus.

Freilich werden durch den Abstand der Jahrzehnte auch Bruchlinien sichtbar, die auf Seiten der später Geborenen neben Interesse auch Skepsis und konträre Intuitionen mobilisieren. Vor dem Hintergrund großer Bewunderung für die intellektuelle Vitalität des bei Erscheinen dieses Buches 86-Jährigen, möchte ich auf den folgenden Seiten die Zentralität des Paradigmas der Arbeit in Negris Denken hinterfragen. Auf dieser Basis stelle ich anschließend Überlegungen dazu an, wie ein Affektverständnis aussehen könnte, das mit dem Produktionsparadigma der Moderne bricht. Nachdem ich dafür zunächst das klassische Bild einer widerständigen Subjektivität kritisiere, die bei Negri zentral bleibt, und dazu eine Alternative vorschlage, schließe ich mit Bemerkungen zu einer intellektuellen Haltung, die ich in Teilen der heutigen *Affect Studies* sowie in einigen der hier abgedruckten Beiträge angedeutet sehe. Es ist diese Haltung, die uns am Ende wieder zurückführt an den Glutkern dessen, was Toni Negri als kritischen Intellektuellen und Aktivisten ausmacht.

Arbeit heute: Die Fabrik in uns allen

Es fällt schwer, sich das Ausmaß der Transformationen klar zu machen, die sich auf dem Feld der organisierten Arbeit – ihrer praktischen Wirklichkeit sowie kultureller Virulenz – seit den für Negri prägenden 1960er Jahren zugetragen haben. Das von Marx prognostizierte Dilemma der Arbeit hat sich heute vollends realisiert (vgl. dazu und zum Folgenden Postone 1993). Im selben Maße, wie die menschliche Industriearbeit aus Sicht des Produktionsprozesses überflüssiger wird, wird Arbeit insgesamt gesellschaftlich, kulturell und subjektiv aufgewertet. Auch ohne eine detaillierte Rekapitulation der Marx'schen Arbeitswerttheorie wird diese systemische Tragik offenkundig: Solange (abstrakte) Arbeit das alleinige Maß des gesellschaftlichen Werts bleibt, führt technologischer Fortschritt in der Produktion gerade nicht zu der dadurch prinzipiell ermöglichten Befreiung einer Mehrheit vom Joch einer das Leben bestimmenden Lohnarbeit. Im Gegenteil, als Kulturwert und Schablone des Subjektseins wird Arbeit erst jetzt zum Maß aller Dinge. Alle durch technologischen Fortschritt gewonnenen Freiräume werden unversehens, aus systemimmanent schlüssigen Gründen, in den Dienst

intensivierter Kapitalverwertung gestellt. Diese von Marx visionär umrissene Konstellation führt heute an den größer werdenden Rändern der Arbeitsgesellschaft zu brutaler Ausgrenzung, im globalen Süden zu Verelendung in einem Umfang, der für Vertreter_innen westlicher Mittelschichten nahezu unvorstellbar ist. Zugleich kommt es im noch einigermaßen wohl-situierten Kern westlicher Demokratien zur Verinnerlichung und Verabsolutierung des arbeitsbasierten Produktivitätsethos. Du bist, was Du tust – das heißt, was und wie Du arbeitest. Und wehe, dabei läuft etwas schief. Dann drohen Sanktionen von allen Seiten. Ganz besonders hart gehen die Betroffenen indes mit sich selbst ins Gericht. Scham und Schuldgefühle, Selbstzweifel, stete Unrast, hartnäckiges Sich-selbst-Anspornen auch entgegen klarsten subjektiven Evidenzen und Gefühlen, die in ganz andere Richtungen deuten. Für die Mehrheit, zumindest hierzulande, die sich über einen Mangel an Arbeit noch nicht beklagen kann, bezieht sich dieser innere Druck auf die Performance, auf das Fortkommen, auf Output und Standing, auf Fragen von berufsbedingtem Prestige und Status. Je seltener industrielle Produktionsstätten in den westlichen Nationen werden, desto inniger imaginiert sich die heutige Subjektivität in den Begriffen und Affekten der gesellschaftlich approbierten Produktivität: der Fabrik in uns allen.

Die von Negri beschriebene Diffusion der Arbeit in die Gesellschaft, die seit den 1970er Jahren unter anderem als Strategie des Kapitals gegen Kritik, Streiks und Aufstände betrieben wurde, muss also auch als Diffusion von Arbeit, Arbeitsethos und Produktivitätsparadigma bis in die feinsten Kapillaren der modernen Subjektivität verstanden werden. Und dies nicht nur im von den Operaist_innen primär betonten Sinne, dass heute jeder seelische Zustand, jede soziale Praxis und Lebensform, ja selbst jede noch so irre Masche, jeder Habitus und Persönlichkeitstyp faktisch kapitalkonvertibel ist und aktiv vereinnahmt wird (vgl. Berardi 2009) – sondern vor allem auch im Sinne eines Ethos werktätiger Bereitwilligkeit. Ein marktkonformer Produktivismus dominiert als Lebensform und Seinsweise. Vielfalt der Formen, Einklang der Tendenz: Die Arbeit mag sich grundlegend verändert haben, sie gibt aber als Ideal und Quelle von Wert gebieterischer denn je den Ton an.

Marx, der entgegen dem vulgärmarxistischen Mythos nicht die Befreiung (geschweige denn »Diktatur«), sondern die Abschaffung des Proletariats und der Lohnarbeit insgesamt forderte, hätte die heutigen Auswüchse einer Subjektivierung durch Arbeit als Bestätigung seiner These verstanden, wonach das sich historisch wandelnde Kapital immer genau die Subjekte hervorbringt, die es für sein reibungsloses Prozessieren benötigt (vgl. Postone 1993). Damit wird die Frage dringlich, was sich diesem Dominantwerden oder Dominantbleiben von Arbeit in der heutigen Situation entgegensetzen lässt. Hier zeigt sich eine erste bedeutende Bruchlinie, die uns – die Autorinnen und Autoren dieses Bandes, aber auch eine wachsende Zahl anderer Vertreter_innen der *Affect Studies* – von Negri trennt.

Für Negri stehen die Arbeit selbst und die Idee gesellschaftlicher Produktion nicht in Frage. Es geht ihm weiterhin darum, sich mit den Arbeitenden, so sehr

sich deren Klassenzusammensetzung und die Form der jeweils zu verrichtenden Arbeit auch verändert haben mag, zu solidarisieren und Organisationsformen herbeizuführen, in denen sich die Erträge der gesellschaftlichen Arbeit gerechter verteilen lassen. Dass Arbeit zentral für gemeinschaftliches wie individuelles Leben ist, wird damit nicht in Frage gestellt. Offen spricht Negri aus, dass die von ihm anvisierte Form des Widerstandes in vom Kapital vorgezeichneten Bahnen verläuft, also als direkte Gegenbewegung verstanden werden kann: Jede Beherrschung gehe mit Widerstand einher; der Widerstand erstreckte sich ebenso weit wie das Kapital (vgl. in diesem Band, S. 329). An anderer Stelle heißt es, es komme darauf an, die neuen Werkzeuge – Algorithmen, Kommunikationsmittel, Plattformen etc. – zu verstehen, um sie sich wieder aneignen zu können, um daraus »etwas zu machen« (vgl. in diesem Band, S. 330). Damit wird das Produktivitätsethos nicht gebrochen, sondern im Einklang mit den historischen Transformationen und Modi der Effektivitätssteigerung, die dessen Entwicklung und Ausdifferenzierung prägen, neuerlich affirmiert. Negri betont die Vorzüge der Kooperation und dezentralen Organisation, des Einbezugs und der Anerkennung von Arbeitsformen außerhalb klassischer Lohnarbeit (wie beispielsweise kulturelle Arbeit) sowie den aus seiner Sicht immensen Wert immaterieller, also kognitiver und affektiver Arbeit, die durch die neuen Kommunikations- und Netzstrukturen der Gegenwart zunehmend ermöglicht werde. Doch lässt sich die »Fabrik in uns allen« tatsächlich in einem nachhaltig kollektiven und emanzipatorischen Sinn in Besitz nehmen? Ist der *homo laborans* als solcher emanzipationsfähig? Kann genuine Befreiung im Windschatten des Kapitals, seiner Produktionslogik und unerbittlichen Akzelerationstendenz gelingen? Das Credo der (sich freilich erst abzeichnenden) kapitalismuskritischen Fraktion der *Affect Studies* lautet anders: Keine Befreiung der unter der Herrschaft des Kapitals Unterdrückten – der Prekarisierten, Verelendeten, physisch und mental Ausgezehrten – ohne vorherige Selbstbefreiung des Denkens und sozialen Lebens von der Dominanz der Arbeit; Selbstbefreiung von einem bis ins Innerste nach dem Produktivitätsparadigma gemodelten Horizont des Denkens, Fühlens und Seins.

Damit ist eine Aufgabe umrissen, die sich im Rahmen dieses kurzen Textes nicht vollständig darlegen, geschweige denn bewältigen lässt. Hier möchte ich nur einen Aspekt etwas näher beleuchten, nämlich die Frage nach einem Verständnis von Affekt, das diesem kritischen Unterfangen angemessenen wäre.

Affekt und Subjektivität heute: Von der Produktion zur Dispersion

Von Negri etwas über Affekte zu lernen kann demnach nicht heißen, einen Ansatz fortzuschreiben, der dem produktivistischen Paradigma der entfesselten euroatlantischen Moderne verhaftet bleibt. Affekte sollten nicht einfach als Ressour-

cen im Interaktionsgeschehen, als Energieträger produktiver Sozialbeziehungen gedacht werden. Denn damit würden sie sich umstandslos von Prozessen gesellschaftlicher Arbeit einverleiben lassen. Ein *ungebrochen* an den dynamischen Substanzmonismus der Spinoza-Deleuze-Tradition anschließendes relationales Affektverständnis, das Wirkverhältnisse und produktive Machtbeziehungen betont, kann sich leicht von der totalen Mobilmachung der Moderne vereinnahmen lassen. Die Spinozisten Hardt und Negri kommen in *Multitude* (2004) einem solchen Verständnis nahe; Affekte werden dort als Triebkräfte des gesellschaftsweiten Produktionsprozesses gefeiert. Die dort betonte affektbasierte Sozialität trägt die Züge der Arbeit, in all ihren Spielarten. Nicht zufällig ist ein wichtiges in diesem Zusammenhang bemühtes Konzept das der »affektiven Arbeit«.

Von Negri etwas über Affekte zu lernen heißt im Gegensatz dazu, Anleihen bei einem anderen seiner von Spinoza entlehnten Begriffe zu machen: dem Konzept der *Multitude*. Dieser Begriff vermag es, eine Gefahr klassischer Verständnisse von Gemeinschaft, Gruppe, Nation oder Volk zu bannen, nämlich die Gefahr der Homogenisierung und Totalisierung einer Menge von Menschen zu einer geschlossenen Einheit. Das bietet ein Muster dafür, wie ein Begriff des Affekts zu konzipieren ist, der nicht noch mehr Wasser auf die Mühle einer kapitalistisch entfesselten Moderne gießt. Das Konzept der *Multitude* enthält eine kompositorische Vorkehrung gegen die Vereinnahmung der Menge unter dem Zeichen des Einen (vgl. in diesem Band, S. 326, sowie Saar 2013: 350–368). *Multitude*, das heißt: offenes Kollektiv, ungefügte Menge; das ungeordnete Viele, das sich aufgrund seiner Verteilt- bzw. Zerstreuung den Vereinnahmungsversuchen zentralisierender Mächte entzieht. In ähnlicher Weise wäre ein Affektbegriff zu prägen, der Vorkehrungen zur Abwehr des Paradigmas von Arbeit und Produktion enthält, und der zugleich den immer invasiveren Zugriffen von Regierungstechniken etwas entgegensetzt, der affektive Milieus und affektive Subjektivitäten vor lückenloser Vereinnahmung schützt. Das wäre ein Affektbegriff, der sowohl das Kraftartige und Produktive von Spinozas Dynamizismus zurückschraubt und der kapitalistischen Verwertungslogik entzieht, als auch die Lehre des Konzepts der *Multitude* nicht nur übernimmt, sondern radikalisiert. Das heißt: Heterogenität, Zerstreuung, Flüchtigkeit müssten an die Stelle einer teleologischen Zentriertheit, Hierarchisierung, Einstimmigkeit und Eindeutigkeit treten.

Anhaltspunkte dafür, wie das konkret umzusetzen wäre, lassen sich einem Strang neuerer Arbeiten der *Affect Studies* entnehmen. Die oben angesprochene Figur des *cruel optimism* von Lauren Berlant gehört zu einer jüngeren Strömung des Nachdenkens über Affekt, in der es um die affektive Textur alltäglicher Verweigerungs- und Ausstiegstendenzen geht. Lauren Berlant (2011), Sianne Ngai (2007), Kathleen Stewart (2007) und Ann Cvetkovitch (2012) – um nur einige der prominenteren Vertreterinnen dieser Richtung zu nennen – beschreiben Konstellationen affektiver Blockade, Stagnation und Leere in von Austerität und Neoliberalismus verwüsteten Regionen und Milieus und somit Spielarten einer charakteristischen affektiven Textur der Gegenwart. Diese Affektlagen, Atmosphären und

Haltungen stehen in Kontrast zu typisch modernen Figuren von Initiative und Selbstbestimmung, von Empowerment und Agency. Sie passen damit auch nicht in das klassische Schema einer Thematisierung problematischer Affekte, da hier nicht sogleich eine Wende aus dem leidvollen Pathos ins (vermeintlich) Positive angestrebt wird, keine »Lösungen« oder Auswege geboten werden. Zwar werden die genannten affektiven Tendenzen und Formationen der Gegenwart durchaus als primär negativ, leidvoll und somit als etwas zu Vermeidendes beschrieben. Jedoch verweilt die theoretische Betrachtung zunächst im Schwingungsbereich dieser Affektlagen, um ein fokussiertes Aufmerken, ein Horchen auf das, was sich an nuanciertem Gehalt in diesen Atmosphären und affektiven Texturen manifestiert, zu ermöglichen. Dem von Berlant für stagnierende Milieus diagnostizierten *impasse* entspricht auf Seiten der Theorieperspektive ein begriffliches Innehalten, ein Verweilen in der pathischen Zuständlichkeit und fahlen Indifferenz ausgewogener Lagen. Auf diese Weise wird eine Alltagspoetik der Affekte angestoßen, die auf Distanz geht zu klassisch-humanistischen und konventionell politisierenden Interpretationen.

Nun sind die genannten Arbeiten nicht direkt und bewusst als Gegengift gegen das moderne Ethos der Produktivität angelegt. Die Autorinnen verfolgen andere Ziele als die hier umrissenen. Eher geht es ihnen um feinsinnige Deutungen zeittypischer Stimmungslagen, kultureller Formen und ästhetischer Tendenzen, die keinem Masterplan unterstehen. Das sich dabei abzeichnende begriffliche Tableau, das die Rubrik »Affekt« in der Gegenwart konturiert, enthält sehr unterschiedliche Elemente. Viele Vertreter_innen der *Affect Studies* verstehen ihre Arbeit als einen Bruch mit dem Projekt einer kritischen Theorie oder mit Kritik insgesamt. Entscheidend aus meiner Sicht ist eine neue Perspektive auf Affektivität als Dimension von Wirklichkeit und als Epochensignatur der globalen Gegenwart. Affekt wird in diesen Arbeiten als ein Schwebezustand zwischen Selbst und Umgebung anvisiert, jenseits der Dualität von passivem Erleben und tätiger Initiative, überhaupt außerhalb des Zugriffsbereichs eines selbstidentischen handlungsfähigen und handlungswilligen Subjekts. Damit stehen die genannten affektiven Texturen und Formationen in ihrer unentschiedenen Figuration für ein kulturelles und theoretisches Innehalten und mitunter für einen Moment, in dem auch sehr radikale Optionen dämmern.

Ich möchte diesen Aspekt festhalten und weiterführen, indem ich die Frage nach dem Organisationstyp von Subjektivität aufwerfe, der dieses Affektverständnis informiert. Verständnisse des Affektiven verweisen jeweils implizit auf eine Subjektvorstellung – auf eine Organisationsidee des Selbstseins im Hintergrund des Affektgeschehens. Innerhalb der Theorie wirkt dieser jeweilige Subjektivitätstypus formgebend auf das Denken von affektiven Relationen, beispielsweise durch die Vorgabe einer Hierarchie, die affektive Impulse und Tendenzen ordnet, durch eine konkrete Handlungsorientierung des Affektiven oder durch spezifische Modalitäten von Zeitlichkeit, in denen sich Affektivität abspielt. Somit bietet die Theoriestelle der Subjektivität einen komplexen Hebel, mit dem sich Affekt-

verständnisse justieren lassen. Angelehnt an Félix Guattari (2014 [1992]) lässt sich von der »Metamodellierung von Subjektivität« sprechen: Dabei geht es um den Entwurf von Organisationsideen des Subjekts, die in einem bestimmten Milieu die Ausprägung von Subjektivität und die Vollzüge subjektiven Seins bestimmen. Diese Organisationsideen tragen häufig die Züge jener politischen Formationen, von denen sie soziohistorisch geprägt wurden. Es sind also bestimmte Regierungsarten, mit denen die »regierte Psyche« strukturell korrespondiert. Ein klassisches Beispiel ist der autoritäre Charakter im totalitären Staat. Die Perspektive der Metamodellierung eröffnet die Möglichkeit, solche politischen Korrespondenzen früh zu antizipieren und Vorkehrungen zu treffen, damit Subjektivität nicht zum Spiegelbild einer dominanten Herrschaftsform wird. Es kommt dann darauf an, eine begriffliche Konstellation herzustellen, die ihren Gegenstand so weit entfernt wie möglich von formierenden Zugriffen durch Politik und Governance positioniert.

Angestrebt ist die Erschwerung oder Vereitelung von Regierbarkeit durch die In-Spiel-Setzung eines Kompositionstyps von Subjektivität, der den Zugriffen stratifizierender Mächte und kapitalistischer Verwertung möglichst wenige Angriffspunkte bietet. Mir schwebt hierzu, angelehnt unter anderem an Félix Guattari (2014 [1992]) und María Lugones (1994), ein soziales Dispersionsmodell von Subjektivität vor. Dieses hat zwei Leitmotive: Erstens steht in ihm Sozialität vor Individualität, und zwar in einem ontologisch grundlegenden Sinn als Konstitutionsbedingung des Selbstseins, woraus aber auch eine ethische und existenzielle Priorisierung von Verbundenheit und Solidarität abgeleitet wird (Näheres dazu unten). Zweitens baut das Dispersionsmodell, wie der Name schon sagt, auf eine Art Zerstreuung oder »Verteiltheit« – auf ein Jenseits von Organisation. Zerstreuung bedeutet hier sowohl interne Pluralität ohne Zentrierung auf einen Kern, also Heterogenität als positiven Modus des Selbstseins, als auch eine »nach außen« gelebte Pluralität, manifestiert durch vielfältige Bezüge und Verortungen. Die dispersive Subjektivität ist an unterschiedliche Bezugsuniversen und existenzielle Territorien angeschlossen, ohne diese Aktivitätsfelder einem übergreifenden Plan oder Prinzip zu unterstellen. Zugleich unterliegt das Dispersionsprinzip selbst einem heterogenetischen Vorbehalt: Es soll nicht gebieterisch Zerstreuung und Pluralisierung *vorschreiben*, so dass bloß ein neuer Zwang an die Stelle des früheren Zentrierungsgebots gesetzt würde. Vielmehr geht es um Offenheit, Nicht-Bestimmtheit im Herzen des Subjekts selbst. So werden Momente von Stagnation, Fixierung oder reduktive Selbstentwürfe nicht etwa ausgeschlossen oder pathologisiert, sondern verbleiben im nun deutlich ausgeweiteten und weniger gebieterischen Rahmen des Zulässigen. Damit wird der Zwangscharakter von Subjektivität an sich, das Gebot der Form im Subjekt, zumindest der Tendenz nach aufgebrochen. Die beiden Leitmotive des Modells stehen in einem Zusammenhang dadurch, dass die Preisgabe von Identitätszwang und Zentriertheit im Subjekt die Entfaltung und Ausgestaltung einer grundlegenden sozialen Verbundenheit begünstigen kann.

Wichtig im Hinblick auf ein Affektverständnis im Kontext von entgrenzter Regierbarkeit ist, dass Flüchtigkeit und Zerstreuung dort einkehren, wo Regierung primär ansetzt: bei der Festlegung auf Form, Richtung und Ziele eines zeitlich stabilen und inhaltlich geschlossenen – also stabil *individuierten* – Subjekts. In Bezug auf die Ausprägung von Affektivität bedeutet dies atmosphärische Offenheit des Fühlbaren im Vorfeld von Initiative, Programm oder Plan. Gefordert ist, das transindividuelle Affektgeschehen aus dem Verfügungsbereich handlungsorientierter, innerlich »gesammelter« und teleologisch verfasster Subjekte herauszulösen. Es bedeutet, Affekte als Wirkfelder und Trajektorien des Anderswerdens und des Heraustreibens aus etablierten Gefügen zu verstehen. Dies ist nicht gemeint im Sinne eines eskapistischen Ästhetizismus und Passiv-Bleibens, sondern als dissidente, flüchtende Initiative, die mit den vorgegebenen Mustern kapitalkonvertibler Existenz bricht – und die diesen Akt des Bruchs, der kaum je vollständig gelingt, wieder und wieder vollzieht. Zudem bedeutet es, eine elementare soziale Verbundenheit zu kultivieren und zu leben, die im Vorfeld von Individuation und unabhängig von individueller Zielorientiertheit die lebendige Substanz der Subjektivität ausmacht. Subjektivität ist diesem Verständnis zufolge gerade kein individuelles, sondern ein *transindividuelles* Geschehen (vgl. Balibar 1997).

Dies ist nicht der Ort, die erforderliche philosophische Diskussion um den Kompositionstyp permissiver oder gar »chaoider« Subjektivitäten in der gebotenen Ausführlichkeit auszutragen. Eine solche Diskussion scheint auch insofern dringlich zu sein, als die hier umrissene Konstellation an heute notorische Subjektivierungsformen der *digital natives* erinnern mag. In der Tat gibt es Berührungspunkte mit Formen polyphoner und assoziativer Subjektivierung in heutigen netzbasierten Arrangements (die Guattari schon Anfang der 1990er Jahre in verstreuten Ausführungen über partizipative Medien herbeisehnte; vgl. 2014 [1992]: 13). Allerdings bestehen auch bedeutende Unterschiede. Die Zerstreuung des Modellspektrums aus der »Generation Facebook« hat wenig Widerständiges an sich, ist weitgehend vom Abschöpfungsdispositiv der Programmindustrien auferlegt und geht nicht selten mit Formen einer individualistischen Selbstverwirklichungsideologie einher. Das »Nicht-regiert-werden-Wollen« hat in diesem Kontext also andere Quellen, Voraussetzungen und Ziele, als es in der hier beschriebenen Modellierung von pluraler und zerstreuter Subjektivität angedacht ist. Auch entspricht die in heutigen Online-Umgebungen kultivierte netzbasierte Interaktivität nicht ohne Weiteres jener sozialen Verbundenheit und Solidarität, die ich als erstes Leitmotiv des Dispersionsmodells benannt habe. Bestenfalls gilt, dass heutige Netzumgebungen und deren Praxisformen einer sozial verfassten, dezentrierten und dissidenten Subjektivierung nicht entgegenstehen, sondern ihr Möglichkeiten der Realisierung und Ausgestaltung bieten. Inwiefern diese Möglichkeiten aber tatsächlich ergriffen werden, in welchem Maße es dagegen eher zu neuen Spielarten einer Subjektivierung in den Bahnen von Arbeit, Produktivität und Konsumismus kommt, ist eine Frage, die nur auf der Basis detaillierter Analysen beantwortet werden kann.

Das, was mir vorschwebt, steht in vielfältiger Resonanz mit Konzeptionen von »Exodus« (Virno 2004 [2001]), mit der »maschinischen Heterogenese« von Subjektivität (Guattari 2014 [1992]), mit der feministischen und postkolonialen Kritik an Einheits- und Reinheitskonzeptionen des Subjekts (Lugones 1994), mit tech-
nofeministischen Konzepten einer nicht-normativen Körperlichkeit (Haraway 1991), sowie mit nicht-hierarchischen Begriffen wie *agencement* oder Fluchtlinie (Deleuze und Guattari 1977 [1972]). Wesentlich sind zudem Bezüge zu feministischen Spinoza-Deutungen, die eine grundlegende Relationalität und Sozialität von Ressourcen und Prozessen der Subjektivierung betonen, gerade auch mit Blick auf ein relationales Affektverständnis, das ontologisch im Vorfeld der Herausbildung und Stabilisierung von Subjektpositionen verortet ist (Armstrong 2009, Sharp 2011; siehe auch Mühlhoff 2018 sowie Wuth, in diesem Band).

In unterschiedlicher Form geht es dabei jeweils auch um Ausbrüche aus der erzwungenen, das Bestehende affirmierenden Alternative von direkter Opposition und Totalausstieg aus herrschenden Verhältnissen. Denn die Alternative zwischen Opposition oder Ausstieg tastet die Prinzipien der vorherrschenden produktivistischen Logik nicht an, sondern kehrt nur die Vorzeichen um, wie von Negri im obigen Interview bestätigt. Dagegen habe ich die Konturen eines Affektbegriffs angedeutet, der Formen einer »diffundierenden« internen Vereitelung, Unschädlichmachung und Außer-Spiel-Setzung von Operationen des Regierens und Regiertwerdens begünstigt. Unausgeführt bleiben an dieser Stelle die hierfür ebenfalls wichtigen Bezüge zu Arbeiten der *Black Studies*, etwa jenen Fred Motens, dessen Variationen der *black aesthetic tradition* darauf abzielt, *blackness* als regierte Unregierbarkeit zu exponieren: »[B]lackness means to render unanswerable the question of how to govern the thing that loses and finds itself to be what it is not« (Harney und Moten 2013: 49). Motens Arbeiten haben Vorbildcharakter für das hier Versuchte, da darin die dominante Subjektvorstellung der euro-modernen Perspektive und die damit verbundene Idee von Politik auf radikale und zugleich reflektierte Weise destruiert wird (vgl. Moten 2018).

Unterwegs zur Unlesbarkeit: Kritik als Desartikulation

Sich unregierbar machen: konsequent fliehen – aus der Arbeit, aus der festen Form, aus sich selbst. Ich möchte mit Blick darauf einen Prozess der Destruktion und Desartikulation anstoßen. Die bisher umkreisten Motive des Bruchs mit und Abwendens von den Hauptlinien der produktivistischen und subjektzentrierten Moderne verdeutlichen die Art von Kritik, die in Teilen der *Affect Studies*, in einigen Beiträgen dieses Bandes und in diesem Nachwort anvisiert wird. Kritik meint hier den Abbau von Sinnzusammenhängen und von Mustern der Verständlichkeit, die für gesellschaftliches Funktionieren und damit konforme Subjektivierungsweisen maßgebend sind. Angestrebt ist die Unschädlichmachung von Denkformen und Seinsweisen und eine intellektuelle »Entwöhnung« – ein *un-learning* und *unthinking* – von Mustern und Routinen, die das Denken, Streben und Handeln in problematischen Bahnen halten (zum Prozess des »*unthinking*« von Herrschaftsdenken siehe Singh 2018). In Bezug auf ein Paradigma der werktätigen Produktivität als gesellschaftliches Credo und subjektive Sinnquelle, und mit Blick auf hierarchische und selbstidentische Subjekte habe ich oben angedeutet, was das bedeuten könnte.

Ein praktischer Aspekt einer solchen kritischen Haltung liegt in der Abwehr einer Reihe von individuaethischen und politischen Imperativen, etwa dem Gebot der Selbstverbesserung (mit der impliziten Voraussetzung eines Defizits oder gar einer Pathologie auf Seiten der Adressat_innen), dem Aufruf zur Verantwortlichkeit (sofern diese lediglich auf Komplizenschaft mit unterdrückenden Verhältnissen hinausliefe) oder der Forderung nach politischer Organisation (die verlangen würde, eine Form genau jener stratifizierenden Gewalt an sich selbst zu verüben, die eigentlich gerade abgewehrt werden soll). Ebenfalls Ziel des Rückbaus wären Gebote öffentlicher Kommunikation, Praktiken der Bekenntnis und der Sichtbarkeit, vor allem dort, wo sich diese auf die Bekundung und Kultivierung von »Vorlieben« und »Interessen« beziehen. Die dadurch ermöglichte Lesbarkeit auch des Abweichenden, Noch-nicht-Normalisierten führt den hegemonialen Mächten umstandslos neues Material zu – leicht zu verarbeitender Input für Regierungsbemühungen und Policy-Initiativen von oben. Auch in diesem Punkt, in der Aussetzung einer heute notorischen Gesprächigkeit und eines verbreiteten Exponierens subjektiver Vorlieben und Anliegen, besteht Einvernehmen mit den Autoren der *Undercommons*, Stefano Harney und Fred Moten: »When what emerges from below is interests, when value from below becomes politics from below, self-management has been realized and governance has done its work« (Harney und Moten 2013: 55). Dagegen wäre ein Ethos der Schweigsamkeit und, grundlegender noch, der Selbst-Intransparenz zu kultivieren. Im Sozialen müsste dies mit dem Verzicht auf invasives Nachspüren, Wissenwollen, Festlegen der Anderen auf Identitäten, Vorlieben, Perspektiven einhergehen. Dagegen stünde eine Haltung des Gewährenlassens, der Nachsicht und Rücksicht. Kritik als Desartikulation bestünde hier, wie auch bei den vorher angesprochenen Punkten, weniger

in einer direkten Opposition zu den üblichen Routinen als in einem langsamen Entzug, einem Abzug von affektiven Besetzungen sowie im Bemühen um Auflösung der Sinngrundlagen der genannten Gebote, Imperative und Gepflogenheiten.

Die letzten Zeilen dieses Nachwortes führen uns zurück zu Toni Negri. Unverzichtbar für jede Form von Kritik ist die Haltung, das gelebte Ethos, in dem Kritik lebenspraktisch verwurzelt ist. Negri mag die hier entfaltete inhaltliche Perspektive nicht in jeder Hinsicht teilen. Was aber seine intellektuelle Haltung angeht, hat er für das hier Umrissene Vorbildcharakter. Das umfasst mindestens zwei zentrale Aspekte.

Der erste Aspekt von Negris Haltung ist ein konsequentes Bekenntnis zur Solidarität und sozialen Verbundenheit mit Ausgebeuteten, Unterdrückten, prekär Existierenden. Diese »primäre Sozialität« Negris – eine Verbundenheit im Vorfeld konkreter Programme, Inhalte und Aktionen – ist denkbar weit entfernt von intellektuellen Solidaritätsadressen aus der Distanz akademischer Enklaven. Negris Haltung umfasst eine elementare lebensweltliche Verbundenheit. Sein Standpunkt ist der eines genuin eingebetteten Intellektuellen; seine Forschung ist Mit-Forschung, sein Denken ein *thinking in concert*. Das wird etwa augenfällig in der Praxis der *enquête* (vgl. in diesem Band, S. 317, 321), der kritischen Untersuchung, mit der Negri und andere die Lebens- und Arbeitsbedingungen jener Menschen zu verstehen trachten, deren Emanzipation vom Joch ausbeuterischer Verhältnisse angestrebt ist. Noch deutlicher kommt das Gemeinte in einem, wie ich es nennen möchte, Theoriegestus der Wärme zum Ausdruck. Wenn ich recht sehe, würde Negri niemals den Zusammenhalt der Bewegung um höherer Ideale oder politischer Ziele willen preisgeben. Lieber gemeinsam untergehen als die Bande einer gewachsenen Sozialität aufkündigen. Dieses tendenziell antipolitische Bekenntnis zum Sozialen *diesseits* von Zielen, Strategien, Idealen oder Zukunftsvisionen markiert ein Moment in der ethischen Perspektive Negris, das auch für die hier angezielte Idee von Kritik eine wichtige Orientierung ist. Damit ist nicht zuletzt eine Warnung formuliert, vielleicht sogar so etwas wie ein Leitbild der Kritik: Möge Kritik nicht jenes soziale Leben gefährden, das zu verteidigen sie einst angetreten war.

Der zweite Aspekt ist Negris Haltung als Intellektueller und als Kämpfender, als Aktivist im Ringen um gerechte Verhältnisse angesichts der Übermacht des Kapitals. Wie auch in diesem Band deutlich wird, hat Negri über die Jahre nichts von seiner aktivistischen Insistenz und Kampfbereitschaft eingebüßt. Zu diesem Aspekt seiner Haltung gehört auch eine unerbittlich realistische Einschätzung des Einflusses, der Effektivität und Allgegenwart des Kapitals, dazu gehören illusionslose Bestandsaufnahmen und eine fortgesetzte Lernwilligkeit bezüglich gegenwärtiger Verhältnisse, Arbeits-, Produktions- und Lebensbedingungen. Es weht nicht der kleinste Hauch von Resignation durch Negris Ausführungen. Dies ist streng zu unterscheiden von einer Haltung und einem Diskurs der Hoffnung, der sich in seichten Visionen einer besseren Zukunft ergeht. Diese ansteckende

Vitalität, diese Heiterkeit – selbst auf verlorenem Posten – ist ein weiterer Wesenszug einer Spielart von Kritik, die ohne Ausflüchte und Beruhigungen aus der Immanenz des generellen Antagonismus operiert.

Der intellektuell-aktivistische Gestus Negris erinnert von fern an Worte Walter Benjamins, mit denen dieser eine latente Dimension des Klassenkampfes beschreibt. Was auch immer man zu der folgenden Passage aus den »Geschichtsphilosophischen Thesen« noch sagen möchte, im Kern verweist uns Benjamin hier darauf, dass es bei allen inhaltlichen Differenzen eine grundlegende Ebene vitaler und affektiver Widerständigkeit gibt, eine Zuversicht und Energie, deren Wirken bedeutender ist als konkrete Programme, deren Erschöpfung sich entsprechend umso verheerender auswirken würde:

»Der Klassenkampf, der einem Historiker, der an Marx geschult ist, immer vor Augen steht, ist ein Kampf um die rohen und materiellen Dinge, ohne die es keine feinen und spirituellen gibt. Trotzdem sind diese letzteren im Klassenkampf anders zugegen denn als die Vorstellung einer Beute, die an den Sieger fällt. Sie sind als Zuversicht, als Mut, als Humor, als List, als Unentwegtheit in diesem Kampf lebendig, und sie wirken in die Ferne der Zeit zurück. Sie werden immer von neuem jeden Sieg, der den Herrschenden jemals zugefallen ist, infrage stellen.« (Benjamin 1965: 80)

Mögen uns in diesem Sinne Zuversicht, Mut, Humor und Unentwegtheit begleiten in den kommenden Auseinandersetzungen über die Möglichkeiten von Leben und Überleben in der digitalen Gesellschaft.

Literatur

- Armstrong, Aurelia (2009). »Autonomy and the relational individual: Spinoza and feminism«. In: *Feminist interpretations of Benedict Spinoza*. Hrsg. von Moira Gatens. University Park, PA: Pennsylvania State University Press, S. 43–63.
- Balibar, Étienne (1997). *Spinoza: From individuality to transindividuality*. Rijnsburg: Eburon.
- Benjamin, Walter (1965). »Geschichtsphilosophische Thesen«. In: *Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berardi, Franco »Bifo« (2009). *The Soul at Work: From Alienation to Autonomy*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Berlant, Lauren (2011). *Cruel Optimism*. Durham und London: Duke University Press.
- Cvetkovitch, Ann (2012). *Depression: A Public Feeling*. Durham und London: Duke University Press.
- Deleuze, Gilles und Guattari, Félix (1977 [1972]). *Anti-Ödipus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Guattari, Félix (2014 [1992]). *Chaosmose*. Wien und Berlin: Turia + Kant.

- Haraway, Donna (1991). »A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century«. In: *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*. London: Free Association Books, S. 149–183.
- Hardt, Michael und Negri, Toni (2004). *Multitude: War and Democracy in the Age of Empire*. New York: The Penguin Press.
- Harney, Stefano und Moten, Fred (2013). *The Undercommons: Fugitive Planning & Black Study*. Wivenhoe, New York und Port Watson: Minor Compositions.
- Leys, Ruth (2011). »The Turn to Affect: A Critique«. In: *Critical Inquiry* 37 (3), S. 434–472.
- Lugones, María (1994). »Purity, Impurity, and Separation«. In: *Signs* 19 (2), S. 458–479.
- Moten, Fred (2018). *The Universal Machine (Consent Not to Be a Single Being)*. Durham und London: Duke University Press.
- Mühlhoff, Rainer (2018). *Immersive Macht. Affekttheorie nach Spinoza und Foucault*. Frankfurt am Main: Campus.
- Ngai, Sianne (2007). *Ugly Feelings*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Postone, Moishe (1993). *Time, Labor, and Social Domination*. Cambridge und New York: Cambridge University Press.
- Saar, Martin (2013). *Die Immanenz der Macht. Politische Theorie nach Spinoza*. Berlin: Suhrkamp.
- Sharp, Hasana (2011). *Spinoza and the Politics of Renaturalization*. Chicago: University of Chicago Press.
- Singh, Julietta (2018). *Unthinking Mastery: Dehumanism and Decolonial Entanglements*. Durham und London: Duke University Press.
- Slaby, Jan (2018). »Drei Haltungen der Affect Studies«. In: *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*. Hrsg. von Larissa Pfaller und Basil Wiese. Wiesbaden: VS Verlag, S. 53–81.
- Slaby, Jan und Mühlhoff, Rainer (2019). »Affect«. In: *Affective Societies: Key Concepts*. Hrsg. von Jan Slaby und Christian von Scheve. New York und London: Routledge, S. 27–41.
- Stewart, Kathleen (2007). *Ordinary Affects*. Durham und London: Duke University Press.
- Virno, Paolo (2004 [2001]). *A Grammar of the Multitude*. New York: Semiotext(e).
- Wetherell, Margaret (2012). *Affect and Emotion: A New Social Science Understanding*. London: Sage.